

# Die innere Zuordnung von Geborenwerden und Sterben

Zum personalen Reifungsprozeß des Menschen und Christen

Friedrich Wulf, München

## Einführung

Daß Leben und Tod, Geborenwerden und Sterben im menschlichen Da-sein nahe beieinander liegen, ist unser aller tiefste Erfahrung. Wenn ich vom *einen* rede, ist das *andere* gleich mitaufgerufen. „Geborenwerden ist der Anfang des Sterbens“, lautet eine alte Spruchweisheit. Die Theologen sprechen nach einem Wort Gregors des Großen von der „*prolixitas mortis*“, einem durch das ganze Leben sich hinziehenden Sterben. Heidegger definiert das Sein des Menschen wegen der ihm wesentlich innenwohnenden *Endlichkeit* als ein „Sein zum Tode“. Darum heißt es auch in einer neueren Studie zu unserem Thema mit Recht: „*Unser Leben ist* (d. h. hat Sein) nur in der *Einheit* von Leben *und* Tod.“<sup>1</sup>

Was in den genannten Sätzen weniger zum Ausdruck kommt, ist die Finalität, die Entelechie, die dem oftmaligen „Sterben“, wenn es zugleich ein *Sich-Sterben* ist, innerhalb der Lebensspanne eines Menschen eignet. Wo etwas wie ein Sterben in meinem Leben geschieht – ein schwerer Verlust, ein notwendiger, schmerzlicher Verzicht – und ich darin einwillige, da kann es die Voraussetzung eines spürbaren Lebensgewinnes, vielleicht sogar eines „Aufstiegs“ in eine höhere Lebensqualität, eine tiefere Einsicht in den mir von meiner Natur und meiner Geschichte, ja meiner göttlichen Berufung her vorgezeichneten Lebensweg sein. Bei nachhaltigen Ereignissen, etwa einer bestandenen Krise, spricht man u. U. sogar von einer Neugeburt. „Neugeburt“ bedeutet hier, daß der Mensch durch ein williges *Sich-Sterben* wesentlich existentieller zu der in ihm angelegten Eigengestalt gefunden hat, mehr er selbst wurde, hellhöriger für die Stimme seines Gewissens, für den Ruf Gottes, seines Schöpfers und Erlösers. Der Mensch, zumal der Christ, ist darum schon von seinem inneren Gesetz des Werdens und Wachsenmüssens her gehalten, der hier angedeuteten inneren Zuordnung von Sterben und Geborenwerden Raum zu geben, sie in Freiheit anzunehmen, in sie einzugehen, wo immer die Lebenssituation oder ein Ruf Gottes dazu auffordert.

---

<sup>1</sup> F. Ulrich, *Leben in der Einheit von Leben und Tod*. Frankfurt 1973, 47.

Rein anthropologisch gesehen – ohne also die religiöse Seite der Frage miteinzubeziehen –, hat Goethe hier ein Wort geprägt, das Weltgeltung erlangt hat und das in unserem Zusammenhang nicht übergangen werden kann, das Wort vom „Stirb und Werde!“. Es stammt aus der Altersperiode des Dichters und findet sich im „West-östlichen Divan“<sup>2</sup>. Die Kernverse des Gedichtes, in dem dieses Wort steht, lauten: „Das Lebendige will ich preisen / das nach Flammentod sich sehnet ... / Und so lang du das nicht hast / dieses Stirb und Werde! / Bist du nur ein trüber Gast / auf der dunklen Erde.“ – Das Gedicht, 1814 niedergeschrieben, war die dichterische Verarbeitung jener leidenschaftlichen, als von einer außersonalen, dämonischen Macht verursacht empfundenen Liebe des fast Sechzigjährigen zur jugendlichen, noch mädchenhaften Wilhelmine Herzlieb in den Jahren 1807/1808, die ihn in einer unschöpferischen und von äußeren Ereignissen belasteten Zeit erfüllte, ja mitriß und aus dem inneren Gleichgewicht warf. In äußerst schmerzlichem Ringen, das ihn zutiefst aufwühlte, entsagte er dieser ihn in seinem Selbst zu zerstören drohenden Liebe und erfuhr eben dadurch eine neue, reifere Lebensintensität, die eine schöpferische Schaffensperiode – die der Altersphase des Dichters – auslöste<sup>3</sup>.

Nun war Goethe gewiß kein Mensch, der die Probleme seines Lebens aus *christlichem* Glauben heraus zu lösen versuchte, so daß sein „Stirb und Werde!“ auf der Linie *christlicher* Entsaugung gesehen werden könnte. Aber sein Menschenbild war bei allem Preis der individuellen „Persönlichkeit“ nicht in sich verschlossen, sondern – in seiner Sprache und Auffassung ausgedrückt – offen zum „Allerhöchsten“, zum „Allwaltenden“ in Natur und Welt hin, wie immer er dies als zweifelsohne „religiöser“ Mensch verstand<sup>4</sup>. Die humane Weisheit, die aus dem „Stirb und Werde!“ spricht, gehört darum zum bleibenden Vermächtnis des Dichters an die Nachwelt. So kann denn auch Adalbert Stifter, in Abkehr von der Romantik, Goethes Ineinander von Tod und Leben sich zu eigen machen und seinem *christlichen* Humanismus einfügen<sup>5</sup>.

Wenn wir nun im folgenden unsere Überlegungen zum Werde- und Reifungsprozeß des Menschen an die großen Einschnitte seines Lebens, die Lebensphasen, anknüpfen, dann geht es darin, entsprechend dem bisher Gesagten, nicht um eine naturhafte Entwicklung – so wie in der

<sup>2</sup> *West-östlicher Divan. Buch des Sängers*, mit der Überschrift: Selige Sehnsucht.

<sup>3</sup> Vgl. P. Hankamer, *Spiel der Mächte*. Tübingen 1943, 342f (u. ö.); das ganze Buch ist der Versuch einer Deutung dieses Konfliktes.

<sup>4</sup> Vgl. F. Muckermann, *Goethe*. Bonn 1931, 128–153.

<sup>5</sup> Vgl. W. Rehm, *Der Todesgedanke in der deutschen Dichtung vom Mittelalter bis zur Romantik*. Tübingen 1967.

Natur aus dem Vergehen mehrzelligen organischen Lebens höhere Mutationen entstehen –, sondern um ein wesentliches Stück Freiheitsgeschichte (und darin auch Glaubensgeschichte) des Menschen, um das, was wesentlich den Menschen zum Menschen macht, ihn er selbst werden läßt, wenngleich die Anfänge auf diesem Weg zunächst sehr unscheinbar sind.

## Kindheit

In keiner Phase des Lebens liegen Geborenwerden und Sterben so dicht und so dramatisch nebeneinander wie im ersten Augenblick des Neugeborenen. Der bekannte Tübinger Alttestamentler Fridolin Stier († 1981) beschreibt in den Tagebuchaufzeichnungen anlässlich seines 72. Geburtstages diesen Augenblick folgendermaßen: „Nach neun Monaten Schmarotzerleben von Blut und Atem meiner Mutter, zu guter Letzt unter Druck gesetzt, in zunehmender Atemnot um mein Leben mich wehrend, stoßweise bedrängt von den Gebärwehen der Mutter und schließlich hinausgeworfen, buchstäblich an die Luft gesetzt zum ersten Atemzug und ersten Schrei – vom Betroffenen aus gesehen eine Katastrophe: Hinauswurf aus dem wärmsten aller Nester, ein brutaler Gewaltakt gleich zu Beginn, dem noch viele folgten: gewaltsame Hinaus- und Hineinwürfe in die ‚Existenz‘, die trotz immer größerer Selbstbeteiligung und Verantwortung mit der ersten Geburt die Passivität und die Eigenschaft gemeinsam haben, daß man erst hinterher davon erfährt, was mit einem geschehen ist.“ – „Ein Todeskampf“, resümiert der Autor noch einmal den Vorgang, „aber er stieß mich ins Leben.“<sup>6</sup>

Eines wird hier überdeutlich: Tod und Leben liegen im ersten Augenblick des menschlichen Daseins dicht nebeneinander, gehen sozusagen ineinander über. Geborenwerden und Sterben sind voneinander nicht zu trennen. Man kann sogar sagen: Erst aus dem Sterben, dem „Hinauswurf“, geht das neue Leben hervor. Wenn allerdings Stier aus der Rückschau auf diesen Anfang dessen Katastrophencharakter in seinem eigenen Lebensschicksal noch oft erfahren zu haben glaubt, dann handelt es sich dabei nicht in erster Linie um ein Sterben als Weg zu einer neuen Lebensstufe, sondern um eine Klage und wohl auch um einen Vorwurf gegen diejenigen, die seinen Leidensweg gekreuzt haben, oder sogar um eine Frage an Gott und dessen rätselhaftes Walten (wie sein Tagebuch und auch dessen spätere Fortsetzung nahelegen).

Wenden wir uns noch einmal dem Anfang des menschlichen Lebens zu: Das Neugeborene wird aus einer *Todesangst* heraus ins *Leben* hin-

<sup>6</sup> F. Stier, *Vielleicht ist irgendwo Tag. Aufzeichnungen*. Freiburg 1985, 357.

eingeboren, in ein Leben, das von sich aus, aus Eigenem noch gar nicht bestehen kann; ohne Hilfe der Mutter und anderer wäre es sofort wieder dem Tode ausgesetzt. Was sich in den ersten Wochen und Monaten im Kind abspielt, ist die Einheit eines ständigen Wechsels von Leben und Sterben, von Reichtum und Armut, und irgendwie spürt das Kind seine Situation: Das Schreien ist nicht nur aus diesem oder jenem Bedürfnis heraus zu verstehen, sondern aus einem Lebensorientzug und darum aus einer Lebensangst heraus; an der Brust oder auf den Armen der Mutter fühlt es hinwiederum von neuem Sicherheit und Geborgenheit. Erst allmählich lernt das Kind, sich *als solches* von anderen, insbesondere auch von der Mutter, zu unterscheiden, bekommt es ein Ich-Gefühl – das Tor zur Selbstwerdung. Nach der Entwöhnung vom „Mutterschoß“ lernt es, nach einem Wort von Adolf Portmann, im „sozialen Uterus“ der nächsten Umgebung zu sich zu finden. Es ist die Zeit vom „Sehen“ zum „Schauen“<sup>7</sup>, wobei das Schauen der Anfang eines Besinnens, der Neugier oder der Verwunderung ist. Auf diesem Weg gibt es zum einen die „Nesthocker“, die sich der Welt des Nicht-Ich, des Unbekannten und Fremden nur zögernd stellen und immer wieder zu ihrer Herkunft, in den Mutterschoß zurückflüchten (diese Sehnsucht begleitet manche Menschen in ihrer Tiefenschicht ein Leben lang); sie verzögern den Prozeß der Individuation, der Selbstwerdung. Es gibt aber auch die „Nestflüchter“, die aus einem inneren Drang das Unbekannte suchen, denen es „zu Hause“ (bei der Mutter oder in der Behütung) zu eng wird, die sich dann aber vielleicht in einer späteren Lebensphase zuwenig ihrer „Herkunft“ bewußt sind, ihr Leben nicht in erster Linie als „verdankt“ empfinden, sondern der eigenen Leistung zuschreiben. Beide Typen werden, wenn sie sehr ausgeprägt sind, Schwierigkeiten haben, in Krisenzeiten sich selbst zu verstehen.

Für unser Thema ist nun aber auch noch ein Wort über die Mütter und Väter fällig. *Beide* schenken dem Kind das Leben, nicht nur die Mutter. Sein Ursprung sollte ihre gegenseitige Liebe sein. Wo sie fehlt oder verleugnet wird, fehlt später dem Kind etwas Wesentliches. Denn nur dort, wo die Eltern das Neugeborene als verdankt, als Geschenk ihrer Liebe zueinander, letztlich als Gottesgeschenk erfahren und sich so in ihm wiederfinden, schaffen sie für das Kind die Atmosphäre des unverstellten Angenommen- und Zugewandtseins. Jede schon durch eine gewisse Zurückhaltung oder gar Vernachlässigung sich äußernde Enttäuschung kann einen nicht mehr gutzumachenden Schaden anrichten. Man denke nur an Stifters Novelle „Brigitta“<sup>8</sup>.

<sup>7</sup> Nach dem Goethe-Wort aus *Faust* (5. Akt): „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt.“

<sup>8</sup> Vgl. B. von Wiese, *Die deutsche Novelle von Goethe bis Kafka*. Bd. 1. Düsseldorf 1956.

Und noch etwas anderes im Verhältnis der Eltern zu ihrem Kind, vor allem der Mutter, kann für dieses verhängnisvoll sein: wenn sie es nämlich als sich *eigen*, als ihren, wenn auch kostbarsten, Besitz betrachten und – unbewußt – auf sich hin erziehen und nicht von Beginn an auf die Eigenentscheidung vorbereiten. (Es ist bei allem Respekt vor dem Ja zu ihrem Kind die Klippe vor allem allein-erziehender Mütter.) Wie sehr diese Gefahr in unserer Zeit dem Kind droht, zeigt das schreckliche Wort vom „Wunschkind“, das als Voraussetzung für das Austragen der Leibesfrucht, anläßlich einer öffentlichen Diskussion über die Frage des Schwangerschaftsabbruchs, von der damaligen Vorsitzenden des Beratungsdienstes „Pro familia“ geprägt wurde. – Mütter müssen in der heutigen Gesellschaft mit deren so stark veränderten ethischen Wertnormen öfter als früher sich sterben, schon bevor sie ihr Kind zur Welt bringen. Daß Geborenwerden und Sterben so nahe beieinanderliegen, ja voneinander nicht zu trennen sind, erfahren sie darum oft in sehr elementarer Weise. Sie können aber als Glaubende ebenso die Erfahrung machen, daß sie in um so tieferer Weise sie selbst geworden sind, an innerer Lebendigkeit gewonnen haben, je tapferer sie in schwierigen Situationen ihres Lebens zu einem Sterben um ihres Kindes willen ja gesagt haben.

## Jugendalter

Die Lebensphase zwischen der ausklingenden Kindheit und der Mündigkeit ist hinsichtlich unserer Fragestellung; der inneren Zuordnung von Geborenwerden und Sterben, für das weitere Leben grundlegend. Denn in dieser Zeitspanne wird der Mensch zum erstenmal mit sich selbst konfrontiert, beginnt er, bewußter zu leben, registriert er deutlicher und nachhaltiger seine ihn persönlich betreffenden Erfahrungen: Erfolge und Mißerfolge, vor allem seine Beziehungen, die ihn mit anderen Menschen verbinden. Vorbildgestalten können ihm eine neue Welt aufreißen und können wieder abgestoßen werden; Freundschaften verstärken das Selbstbewußtsein und verwunden es ebenso tief, wo sie in die Brüche gehen. Das frühzeitige Sich-Absetzen vom Elternhaus (und von jeder Autorität) führt oft dazu, den gerade fälligen Trends zu verfallen und erst nach Um- und Irrwegen zu größerer Reife zu finden. Im fortschreitenden Alter ist es dann heutzutage oft ein mit der Existenzangst verbundener Leistungsdruck, der eine Selbstwerdung noch einmal hinausschiebt oder verhindert. – Um unser Thema für die zweite Lebensphase des Menschen anschaulich und fruchtbar zu machen, haben wir einen Einzelfall herausgegriffen, der aufgrund eines vorliegenden

autobiographischen Lebensberichtes auch nachkontrolliert und angeeignet werden kann. Es handelt sich um die älteste Tochter der bedeutenden Schriftstellerin Elisabeth Langgässer (1899–1950): Cordelia. Ihr vor kurzem erschienener Lebensbericht, als „Roman“ bezeichnet, ist betitelt: „Gebranntes Kind sucht das Feuer“<sup>9</sup>. Es hat in kürzester Zeit viele Auflagen erlebt.

Cordelia, verheiratete Edvardson, 1929 in München unehelich geboren, hatte einen jüdischen Vater und eine halbjüdische Mutter. Sie galt in der NS-Zeit als Volljüdin. Ihren Vater hat sie nie gekannt. Mutter, Großmutter und der Bruder der Mutter zogen mit dem Kind aus dem heimatlichen, kleinstädtischen Milieu in Rheinhessen nach Berlin, um dem Gerede der Leute zu entgehen. (E. Langgässer war als christliche Schriftstellerin schon keine Unbekannte mehr.) Hier, in Berlin, wuchs Cordelia auf. Sie ist das Kleinod der Mutter. Ihr wendet sich die Mutter mit allen Fasern des Herzens zu: ihr trägt sie ihre Gedichte vor; bei ihr sucht sie Trost, wenn sie von ihren inneren Gesichten und untergründigen Mächten bedrängt wird. So bildet sich zwischen beiden ein Verhältnis ganz eigener Art. Schon früh fühlt sich Cordelia als Gerufene und Berufene, als Auserwählte. Die Eheschließung der Mutter (1935), aus der drei Mädchen hervorgehen, trübt im tiefsten ihr Verhältnis zur Mutter nicht, aber sie empfindet sich – je länger, desto stärker – als Einzelgängerin, als ganz anders im Vergleich zu anderen Kindern: sie hat keinen Vater; sie findet keine Spielgefährtinnen; sie spürt aus dem Benehmen ihrer Umgebung, daß etwas Besonderes mit ihr ist, was ihr verborgen bleibt. Und auch als offenkundig wird, daß ihre jüdische Abstammung Sonderregelungen für sie erforderlich machen und manche Möglichkeit für sie verschlossen ist, leuchtet ihr nur sehr schwer ein, warum das so ist. Von daher erhält für sie das Bewußtsein der besonderen Berufung, des Erwählteins, die Note des Opfers und des Leidens. Daran wird sie in wachsendem Maß erinnert: wenn sie die Schule wechseln muß, ihre Mitgliedschaft im Katholischen Mädchenbund aufzulösen ist, wenn sie einen jüdischen Vormund erhält, den Judenstern zu tragen hat und schließlich nicht einmal mehr zu Hause schlafen darf. Alle Versuche, sie aus diesem Gejagtwerden, dieser Angst vor jedem neuen Tag herauszuholen, etwa durch eine spanische Adoption und die spanische Staatsangehörigkeit, gehen fehl.

Es kommt der Tag, an dem sie zur Gestapo beordert wird. Die Mutter begleitet sie. Man kann diesen Gang in die Hölle nur mit Bewegung und Erregung lesen: wie das Mädchen bedroht wird, zu unterschreiben, daß

<sup>9</sup> C. Edvardson, *Gebranntes Kind sucht das Feuer*. München 1987.

es sich den Rassengesetzen des Dritten Reiches mit allen Konsequenzen unterwerfe, da sonst die Mutter belangt werde. Cordelia begegnete in diesem Augenblick den Augen der Mutter, „die randvoll waren von stummem, hilflosem Schmerz. Niemand sagte etwas, nichts brauchte gesagt zu werden, es gab keine Wahl, hatte es nie gegeben, sie war Cordelia, die ihr Treuegelöbnis hielt... sie war die Auserwählte, und nie hatte sie dem Herzen der Mutter nähergestanden. Die Kehle schnürte sich ihr zu, aber schließlich brachte sie es heraus: „Ja, ich unterschreibe“<sup>10</sup> Cordelia war eben erst 14 Jahre alt. Es war nicht die Entscheidung eines erregten Augenblicks. Sie wird sich noch in den dunkelsten Stunden und in der tiefsten Verlassenheit daran erinnern. Es war ihre Berufung. „Das Mädchen wußte, daß der Ariadnefaden der Mutter, die nie durchschnittenen Nabelschnur, sie dorthin führen würde, wohin sie nicht wollte, zur Pforte des Totenreiches. Was sie dahinter erwartete, wußte sie nicht, doch spürte sie, wie sich die letzte große Einsamkeit um sie schloß.“<sup>11</sup> Ihre Tage waren gezählt. Als die Mutter ihr vor dem Abtransport – sie durfte sie noch einmal kurz sehen – das Kreuz auf die Stirn zeichnete, fragte sie sich, ob es das Zeichen des Opfers oder der Erlösung sei, und ihre Antwort an sich selbst: „Aber waren Opfer und Erlösung nicht unauflöslich miteinander verbunden, umeinandergeschlungen wie Zwillinge im Mutterleib... wie die Liebe und der Schmerz, das Leben und der Tod!“<sup>12</sup> Darum wollte sie es in ihrer Einsamkeit und Angst machen wie die Märtyrer: „Sie lernten die Unterwerfung zu einer bewußten Haltung zu machen, sich nicht zu ergeben und widerstandslos in ihr Schicksal zu fügen, sondern es in die Hand zu nehmen, es zu dem ihren zu machen.“<sup>13</sup>

Damit ist dieser junge Mensch zu einer erstaunlichen Einsicht in die Wahrheit von der Selbstwerdung durch den Tod um des anderen willen gekommen. Natürlich stammt der Lebensbericht, dem wir das entnehmen, aus einer viel späteren Zeit. Cordelia Langgässer ist eine reife Frau geworden. Sie hat geheiratet und hat Kinder. Sie ist eine der wenigen Überlebenden von Auschwitz. Aber die Vergangenheit hat sie nicht vergessen. Sie blieb bis zur Stunde gezeichnet von der unvorstellbaren Grausamkeit und dem Unmenschentum, zu denen Menschen fähig sein können, gezeichnet von der Angst, die sie erlitten hat, von der Erniedrigung, die sie erfuhr. Und sie kann den Zorn über das an ihr und ihren Mitmenschen Geschehene nicht vergessen. Er überfällt sie immer wieder. Aber sie hat ihn nach ihrem Zeugnis nie über sich Herr werden lassen. Das Verhältnis zu ihrer Mutter steht für alle, denen sie heute begeg-

<sup>10</sup> Ebd. 70f. <sup>11</sup> Ebd. 63. <sup>12</sup> Ebd. 76. <sup>13</sup> Ebd. 77.

net. Sie hat ihr „Treuegelöbnis“ gehalten. Wäre das nicht der Fall, so gesteht sie, hätte der Zorn „auch Cordelia ausgelöscht“<sup>14</sup>. Darum kann sie auch heute Sätze schreiben wie diese: „Es gibt Augenblicke, wo sie in der Welt ist und die Welt in ihr. Seltene Stunden leuchtender Klar- sicht und Lebensorfüllung, wo sie ihren Fuß triumphierend auf das Da- sein setzt. Sie verliert sich selbst, um sich selbst zu finden. Sie wird im Kern ihres Wesens getroffen, und die Überlebende wird lebendig.“<sup>15</sup> Eine überwältigende Bestätigung unserer Thematik. Gewiß, sie glaubte schließlich ihrer katholischen Herkunft absagen zu müssen, aber nicht, *wie sie meint*, aus Gründen der „Religion und des Glaubens“<sup>16</sup>, sondern aus Solidarität mit „ihrem Volk“, das nach ihrer Überzeugung noch heute in einem Existenzkampf steht. Israel ist ihre Heimat geworden. Für uns ist sie ein eindrucksvolles Zeichen, auf welche Weise eine letzte Reifung des Menschen geschieht, darin jener anderen Cordelia aus Shakespeares „King Lear“ und deren Aufopferung für den königlichen Vater ähnlich.

## Erwachsenenalter

„Der Mensch wächst sich, nicht nur als Kind, vom Anderen seiner selbst her zu... (Er) empfängt sich als Gabe des Menschen an den Menschen.“<sup>17</sup> Die große Zeit für das Wahrmachen dieses Grundgesetzes hu- manen Wachstums ist das Erwachsenenalter. Es ist *die* Zeit tieferer menschlicher Begegnungen: im Bereich der Berufsarbeit, der Freundschaften und vor allem der Ehe. Von letzterer soll hier im besonderen die Rede sein. Denn in ihr hat das Zueinander und Ineinander von „Ge- bornwerden und Sterben“ einen entscheidenden Ort. Zwar umgibt noch immer die Aura des großen Glücks das junge Brautpaar am Hoch- zeitstag, eines Glücks, das nie mehr enden soll. Aber diese Euphorie ver- geht heute schneller, als es früher einmal der Fall war. Der sensiblere und auch selbstbezogenere Mensch unserer Tage erfährt im engen und täglichen Zusammenleben der Ehe an vielen Symptomen sehr bald, daß die hohen Erwartungen, die er an die gegenseitige Liebe geknüpft hatte, *so* nicht in Erfüllung gehen und gar nicht gehen können. Es war eine Täuschung zu meinen, die endgültige Bindung an den Partner müsse so- zusagen ganz von selbst zu einer immer tieferen Einung der Herzen und auch der Gedanken führen. Etwas erschrocken mag der Mann die Ent-

<sup>14</sup> Ebd. 118. <sup>15</sup> Ebd. 114. <sup>16</sup> Ebd. 124.

<sup>17</sup> F. Ulrich, *Gegenwart der Freiheit*. Einsiedeln 1974, 92.

deckung machen, daß das Bild, das er aus seiner Natur heraus von der Frau in sich trägt, ein anderes ist als jenes, das seine Frau selbst von sich hat, und umgekehrt. Mit den damit verbundenen Mißverständnissen hängt zusammen, daß die Partner vielleicht zum erstenmal – falls sie ehrlich sind – in dieser Klarheit ihre eigenen Begrenzungen, Schwächen und Egoismen zu erkennen beginnen. Wer nun weiß, daß jeder Mensch, als Person, einmalig und unvertauschbar ist und darum nie zum *Objekt* der Wünsche und Vorstellungen eines anderen gemacht werden darf, der beginnt zu ahnen, wieviel an gegenseitigem Annehmen für die Ehegatten immer wieder erfordert ist, um ihren Reifungsaufgaben auf dem gemeinsamen Weg zu höherer Einheit nachzukommen<sup>18</sup>. Von daher versteht man, daß einer der erfahrensten Therapeuten unserer Epoche, Carl Gustav Jung, von der Ehe sagen konnte, sie sei „das experimentum crucis des Lebens“, das Experiment des Kreuzes im menschlichen Leben<sup>19</sup>. Der tiefere Sinn dieses Experimentes freilich, so interpretiert es ein anderer Therapeut, ein gläubiger Christ, sei „der Durchgang zu einer Lebensfülle, die schon hier, in inselhaften Ereignissen tiefer Beglückung, ihren Anfang nimmt“<sup>20</sup>. Es bleibt dabei: Auch in einer glücklichen Ehe sind „Geborenwerden und Sterben“ nicht voneinander zu trennen.

Um diese Erfahrung wieder an einem konkreten Schicksal einsichtig zu machen, knüpfen wir an ein bedeutendes Drama aus jüngerer Zeit (1950) an, das die Eheproblematik in der modernen Gesellschaft zur Darstellung bringt. Es ist die „Cocktail-Party“ von T. S. Eliot<sup>21</sup>. Der Autor, nach Jahren des Unglaubens überzeugter (anglikanischer) Christ geworden, nennt sein Stück nach antiken und mittelalterlichen Vorbildern eine „Komödie“, in der die Irrungen und Schwächen des menschlichen Lebens durch höhere Mächte zu einem glücklichen Ausgang gebracht werden.

Die Eingangssituation des Stücks ist folgende: Ein nicht mehr ganz junges Ehepaar (ohne Kinder) hat sich nach nur fünfjähriger Ehe schon nichts mehr zu sagen und hatte es im Grunde nie. Um die Leere und Selbsttäuschung ihres Lebens zu überspielen, geben die Ehegatten hin und wieder eine Abendparty. Sie wollen sich damit in der Gesellschaft einen Namen machen und Harmonie vorführen. In Wirklichkeit ist ihr Verhältnis zueinander von gegenseitigem Betrug gekennzeichnet und

<sup>18</sup> Eindrucksvoll heißt es in einem Wort von R. M. Rilke: „Wir haben, wo wir lieben, ja nur dies: einander lassen; denn daß wir uns halten, das fällt uns leicht und ist nicht erst zu lernen.“ (R. M. Rilke, *Requiem für eine Freundin*. In: ders., *Werke. Bd. 1/2*. Frankfurt <sup>2</sup>1982, 401–412, hier 410)

<sup>19</sup> C. G. Jung, *Briefe in drei Bänden. Bd. 1*. Olten <sup>2</sup>1973, 222.

<sup>20</sup> K. H. Mandel. In: *Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft. Bd. 7*. Freiburg 1981, 75.

<sup>21</sup> Im folgenden zitiert nach T. S. Eliot, *Die Dramen*. Frankfurt 1974, 175–306.

scheidungsreif. Der Ehemann Edward Chamberlayne hat ein heimliches Verhältnis zu einer noch fast mädchenhaften jungen Dame namens Celia, die sich von ihm väterlich geliebt glaubt und diese Liebe erwidert, ja sogar auf Scheidung drängt, während er selbst in der Affäre nur einen Beweis dafür sieht, daß er trotz des Vorwurfs der Liebesunfähigkeit offenbar noch begehrenswert ist. Die Ehegattin Lavinia bevorzugt im Kreis der Bekannten des Hauses einen jungen, in Musik und Film engagierten Mann namens Peter, um ihre Attraktivität zu beweisen, während dieser gar nicht merkt, welche Rolle ihm zugeschrieben ist, und von sich aus um Celia wirbt. – Beide jungen Leute – Peter und Celia – sind zur Party des bevorstehenden Abends geladen. Dazu kommt noch eine Frau Julia und ein Mann Alex, beide alleinstehend; auch sie sind Freunde der Familie, aber keine gewöhnlichen: Sie werden von Eliot „Wächter“ genannt, sozusagen moderne „Schutzengel“, die im Auftrag einer höheren Macht für ihre Freunde, die beiden gefährdeten Ehegatten und ihren Bekanntenkreis, Sorge zu tragen haben. Und noch ein letzter Guest des Abends: der sogenannte „Unbekannte“, ein angesehener Therapeut, der von den „Wächtern“ in die Party eingeschleust wird und sein Inkognito zunächst nicht lüften wird.

Der Abend beginnt mit einem Paukenschlag. Lavinia, die Hausherrin, ist zur Party nicht erschienen. Die unklaren Auskünfte des Hausherrn über die Abwesenheit seiner Frau verdichten den im Lauf der Gespräche aufkommenden Verdacht, Lavinia habe ihren Mann verlassen, fast zur Gewißheit. Die Atmosphäre wird ungemütlich, und die Gäste verabschieden sich einer nach dem anderen, bis auf den „Unbekannten“. Der alleingelassene Hausherr ergreift in seiner Ratlosigkeit die Gelegenheit, sich dem Fremden zu eröffnen, nicht ahnend, daß dieser – Dr. Reilly ist sein Name – durch Lavinia, seine Gattin, über die eheliche Situation schon unterrichtet ist. (Julia, die „Wächterin“, hatte sie zu ihm geschickt, um sich beraten zu lassen). Von daher kann der Therapeut gezielt vorgehen. Ohne die Schuldfrage direkt zu berühren, versucht er den Kern der Ehekrise herauszubekommen. Hier der Wortlaut des Gesprächs im Auszug<sup>22</sup>:

*Therapeut* (nach einigen Einleitungsfragen): „Wenn Sie die Vergangenheit um und umdrehen, werden Sie sich nur noch wundern, daß Sie es so lange aushielten. Und zuweilen werden Sie vielleicht ein wenig neidisch sein, weil Ihre Frau es zuerst sah und den Mut hatte, zu brechen, und sich damit einen bleibenden Vorteil sicherte.“

*Edward*: „So mag es kommen – doch.“

<sup>22</sup> Ebd. 191–194.

*Therapeut:* „Wollen Sie etwa sagen, Sie liebten sie?“

*Edward:* „Ach, wir nahmen einer den anderen einfach hin, glaube ich. Ich habe nie darüber nachgedacht, ob ich glücklicher sein würde mit einer anderen Frau. Warum von Liebe sprechen? Wir waren einander gewöhnt. So ist ihr Fortgehen, ohne die geringste Warnung, ohne Erklärung, außer einer Mitteilung, daß sie gegangen sei und nicht zurückkomme – ach, ich kann es nicht verstehen. Niemand wird gern mit einem Rätsel zurückgelassen. Das ist so... unvollendet.“

*Therapeut:* „Ja, es ist unvollendet... Aber es ist noch mehr als das. Es ist ein Verlust des eigenen Ich. Oder besser: Sie haben Fühlung verloren mit dem Menschen, für den Sie sich hielten. Sie fühlen sich nicht mehr als Mensch. Sie sind plötzlich reduziert auf den Stand eines Objekts. Ein lebendes Objekt, aber nicht mehr ein Mensch... Nur Ihr Körper ist von Ihnen noch da, Ihr ‚Selbst‘ ist entwichen.“

*Edward:* „Wozu das alles?“

*Therapeut:* „Um herauszufinden, was Sie wirklich sind, was Sie wirklich fühlen... Die meiste Zeit nehmen wir uns selber als selbstverständlich und leben von dem bißchen Kenntnis von uns selbst, wie wir *waren*. Wer sind Sie *jetzt*? Sie wissen nicht mehr darüber als ich, eher weniger. Sie sind nichts als eine Reihe abgenutzter Reaktionen.“

*Edward:* „Ich gebe zu, daß vieles, was Sie gesagt haben, wohl richtig ist. Aber das ist noch nicht alles. Seit ich sie (Lavinia) heute beim Frühstück sah, hab ich vergessen, wie meine Frau aussieht. Ich bin nicht sicher, daß ich sie beschreiben könnte, wenn ich sie von der Polizei suchen lassen müßte. Und ich muß sie zurück haben, um herauszubekommen was gewesen ist. Ich muß herausfinden, wer sie ist, um zu wissen, wer ich bin.“

In diesem ersten Gespräch ist schon das ganze Elend der Ehekrise der Chamberlaynes herausgestellt. In der zum Vorschein kommenden Beziehungslosigkeit der Partner ist jeder für den anderen ein Hindernis statt eine Hilfe, er selbst zu werden, zu einer personalen Reife zu kommen. Wirtschaftlich vermögend, ruinieren sie sich gegenseitig, da der humane Boden trotz anscheinend guter Freunde nicht gepflegt ist. – Wie versucht nun Eliot in seinem Drama, den Gatten doch noch einmal die Tür zu einem neuen Anfang aufzuschließen?

Dem Therapeuten Dr. Reilly gelingt es mit Hilfe der „Wächter“, Edward und Lavinia in seiner Praxis gegenüberzustellen. Dabei überhäufen sich beide zunächst mit Vorwürfen<sup>23</sup>. „Niemand kann sagen“, so Lavinia, „mein Mann wäre aufrichtig“, worauf Edward entgegnet: „Und

<sup>23</sup> Ebd. 257–263.

ich könnte das aufrichtig nicht von Dir sagen.“ Da der Arzt inzwischen erfahren hat, in welcher Weise jeder von ihnen den anderen in der ehelichen Treue betrogen hat, kann er sie verblüffend entwaffnen: „Ich gratuliere Ihnen beiden zu Ihrem Scharfsinn. Ihr liebevolles Verständnis für einander wird es Ihnen ermöglichen, was ich jetzt sage, zu würdigen: Patienten so wie Sie geben sich unendliche Mühe und erschöpfen alle Energie, um sich selbst zu täuschen, doch nie mit Erfolg. Sie geben beide vor, Sie wollten mich konsultieren; beide versuchten Sie, mir Ihre eigene Diagnose aufzudrängen und Ihre eigene Kur vorzuschreiben. Wenn Sie sich aber in Hände wie meine begeben, dann liefern Sie sich mehr aus, als Sie glauben. Das kommt heraus bei Ihrem Versuch, mich zu belügen. (Zu Edward:) Sie waren unaufrechtig zu mir, als Sie mir Ihre Beziehungen zu Miss Celia verschwiegen. (Zu Lavinia:) Sie aber, Frau Chamberlayne, suchten mir vorzumachen, diese Entdeckung wäre es gewesen, die Ihren sogenannten Nervenzusammenbruch herbeiführte. Sie erwähnten nicht, daß der Grund Ihres Kommens der Treubruch *Ihres* Liebhabers war – der sich plötzlich, zum erstenmal im Leben, in jemand verliebte, in jemand, auf den Sie mit Grund eifersüchtig waren (nämlich Celia)… Und nun möchte ich Ihnen beiden klar machen, wieviel Sie mit einander gemeinsam haben: Als Sie, Herr Chamberlayne, glaubten, Ihre Frau hätte Sie verlassen, entdeckten Sie mit Erstaunen und Entsetzen, daß Sie Fräulein Celia gar nicht wirklich liebten, und als Sie, Frau Chamberlayne, entdeckten, daß Ihr junger Freund Peter sich in Celia verliebt hatte, kostete es Sie einige Zeit, bis Sie es zugeben konnten. In der Tat: Sie passen beide außergewöhnlich gut zusammen. Sie warfen sich gegenseitig ihre Fehler vor und wichen so einer Verständigung mit einander aus. Jetzt haben Sie nur Ihre Behauptungen umzukehren und auf sich anzuwenden.“

Verdutzt und fast beleidigt stellt Edward an den Arzt die Frage: „Haben Sie uns noch etwas zu sagen, Sir Henry?“ Worauf dieser zur Antwort gibt: „Nein, nicht als Arzt.“ Als Edward sein Scheckbuch herauszieht, hebt der Arzt die Hand: „Meine Sekretärin wird Ihnen meine Liquidation schicken“, und er fügt hinzu: „Gehet hin in Frieden. Und schaffet, daß Ihr selig werdet mit Eifer.“ Das klingt wie ein Bibelspruch und kommt aus einem christlichen Geist. Das heißt: Alles, was bisher zwischen Therapeut und Ratsuchenden verhandelt wurde, hat sich auf rein anthropologischer, ärztlich gesprochen: fachlicher Ebene abgespielt. Der Arzt verweist seine Patienten, das Ehepaar, zunächst an ihre eigenen human-sittlichen Kräfte zur Aufarbeitung ihrer Eheprobleme: Sie wissen jetzt um ihre Durchschnittsmentalität und machen sich selbst nichts mehr vor. Die Verwirklichung des Wachstumsgesetzes von

(Sich-)Sterben und (Wieder-)Geborenwerden liegt in ihrer eigenen Hand. Der *Christ* Eliot läßt aber durchblicken, daß die eigentlich lösende Antwort auf die hier verhandelten Konflikte eine tieferes sein muß. Das Drama ist darum noch nicht zu Ende.

Noch einmal kommt einer der Teilnehmer der „Cocktail Party“ zu Dr. Reilly, dem Therapeuten, um ihn zu konsultieren: Es ist Miss Celia, um die sich auf der Party heimlich schon alles gedreht hatte. Auch hier sind wieder die „Wächter“, die Schutzengel, im Spiel, die den Kontakt mit dem Arzt hergestellt haben. Celia ist ein eigentümlicher und ungewöhnlicher Mensch, im ursprünglichen Sinn naiv: unbescholten, vertrauend und nach Hohem ausschauend, nicht religiös, ganz und gar nicht: von Religion, von einem höheren Wesen, einer höheren Macht, über das hiesige Leben hinaus, war in ihrer Familie nie die Rede gewesen, und das Wort „Sünde“ sagte ihr bisher nichts. Ihr alles bestimmendes Ideal ist eine vollkommene humane Liebe, zuerst im Geben und dann auch im Empfangen: Dieses Ideal hat sie im Traum und in der Vision schon öfter hingerissen und trug sie bisher. Aber nach den Erlebnissen bei Chamberlaynes stellte sich für sie dieses Hochbild als Illusion heraus. Seitdem hat sie das Empfinden einer fürchterlichen Einsamkeit, einer völligen Beziehungslosigkeit zu allen Menschen. Die *Sehnsucht* nach Liebe blieb dennoch unausrottbar; das *Verlangen* danach war groß. „Ist das nun ein Wahn?“ fragt sie den Therapeuten. „Und kann man von diesem Leiden geheilt werden?“

Die Antwort des Therapeuten, d. h. Eliots, ist nun der bemerkenswerte Versuch, einen religiös total unwissenden Menschen unserer Zeit ohne fromme Vokabeln auf die Spur einer das Hiesige überschreitenden Wirklichkeit, einer transzendenten Welt zu bringen, in der die Liebe ihren eigentlichen Ort hat<sup>24</sup>. Es gibt Menschen, so der Therapeut, die in dieser höheren Wirklichkeit zu Hause sind und sich nicht damit begnügen, nur ein Leben der täglichen Pflichterfüllung zu führen, mit dem Gebotenen zufrieden sind, sondern die das „Bessere“ wählen. Der Weg dahin („ins Übermenschliche“, sagt später Dr. Reilly) ist mühsam und opferreich, er erfordert Glauben. Trotz aller Hinweise des Arztes auf die Schwere eines solchen Lebens, das Mut verlange, beharrt Celia darauf, diesen „besseren“ Weg wählen zu dürfen. Da Dr. Reilly den Eindruck gewinnt, dieses Menschenkind habe die rechte Einstellung und die Kraft für eine solche Berufung, sagt er ja und vermittelt ihr die Aufnahme in ein, wie er sich ausdrückt, „Sanatorium“, konkret: in einen Pflegerinnenorden, der auch in Missionsländern tätig ist. Noch am

<sup>24</sup> Ebd. 266–275. 277. 301.

Abend des Tages, an dem dieses Gespräch stattfindet, wird sie abgeholt für das neue und abenteuerliche Leben.

Die Entscheidung Celia sollte für den ganzen Freundeskreis, der auf der „Cocktail Party“ zusammen war und wegen der geschilderten Ereignisse durcheinandergeriet, seine Bedeutung haben. Das wird im dritten Akt des Dramas geschildert: Inzwischen sind zwei Jahre vergangen, und wieder treffen sich die alten Bekannten. Nur Celia ist nicht mehr dabei. Gleich zu Beginn der Party im Hause der Chamberlaynes stellt man fest, daß die Therapie Dr. Reillys, der sich die beiden Ehegatten, halb freiwillig, halb von den „Wächtern“ gedrängt, unterzogen haben, von sichtbarem Erfolg gewesen ist: Sie verkehren miteinander ungezwungen, in betonter Aufmerksamkeit gegeneinander und bilden offensichtlich den Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft. Die Einsicht in die eigene Durchschnittlichkeit und die Entzagungen, die ihre beiderseitige Entfremdung überwinden halfen, haben ihre Verbundenheit miteinander so echt gemacht, daß sie den Therapeuten als „idealen Gast“ der Party begrüßen können. Wie sehr man sich in diesem Hause zusammengehörig fühlt, zeigen die uns bekannten Alex und Peter, die an diesem Abend wieder einmal dabei sind, obwohl sie gerade erst von einer langen Reise nach London zurückgekehrt sind. Man hat sich viel zu erzählen. Und dabei geschieht etwas Aufregendes: Alex, der im Auftrag der britischen Kolonialverwaltung auf einer Inspektionsreise war, berichtet, daß Celia tot sei. Sie war Krankenschwester bei den Christen eines Eingeborenenstamms. Anläßlich einer blutigen Auseinandersetzung, in der die *heidnische* Bevölkerung des Stammes die Christen für eine hereingebrochene Epidemie verantwortlich machte, seien alle Christen getötet worden, auch Celia, die mit ihren beiden Mitschwestern hätte fliehen können, aber die ihrer Pflege anvertrauten Pestkranken nicht verlassen wollte; man fand sie später, wie es hieß, entsprechend den örtlichen Gebräuchen „gekreuzigt, dicht neben einem Ameisenhaufen“. Die Betroffenheit ist groß, vor allem unter denen, die in dieser oder jener Weise ihr nähergestanden hatten, Edward und Peter, aber auch die eifersüchtige Lavinia. Das ganze Drama von damals wird nochmals aufgerollt. Alle fühlen sich mehr oder weniger schuldig, bis Sir Henry das erschütternde und zugleich lösende Wort findet: „Als ich Miss Coplestone (das ist Celia) in diesem Zimmer zum erstenmal traf, sah ich, aufrecht hinter ihrem Stuhl, das Bild einer Celia Coplestone, deren Gesicht das Erstaunen der ersten fünf Minuten nach einem gewaltsamen Tod zeigte. Nur die Art des Todes war fraglich. *Ich* konnte sie nicht erkennen. Denn es stand bei ihr, den Lebensweg zu wählen, der zum Tod führte. So war alles, was ich tun konnte, sie auf den Weg der Vorbereitung zu weisen. Der Weg, den sie

wählte, führte in diesen Tod! Und wenn das kein glücklicher Tod ist, welcher Tod wäre glücklich.“ Bestürzt stößt Edward darauf das Be-kenntnis aus: „Aber wenn das richtig war – richtig für Celia –, dann muß es etwas anderes geben, was grauenhaft falsch ist, und wir anderen sind irgendwie verwickelt in das Falsche. Ich kann nur von mir spre-chen: *Ich bin es gewiß.*“ Dazu seine Frau Lavinia: „Edward, ich weiß! Ich weiß, was du denkst! Aber hilft es dir nicht, daß auch ich mich schuldig fühle?“ Zuletzt noch einmal Henry Reilly: „Sie (die beiden Ehegatten) werden mit diesen Erinnerungen leben und etwas Neues dar-aus machen müssen. Nur durch Hinnahme der Vergangenheit werden Sie ihren Sinn verwandeln.“ Das ist unser Thema: Geborenwerden und Sterben, wie dicht liegen sie im Ringen um die reine Liebe nebeneinan-der! Konkret wird diese Zuordnung in der Annahme der jeweiligen Be-rufung, wie sie jedem zugeschrieben ist.

### Altersphase

Wie die Kindheit im Zeichen des *Geborenwerdens* steht, vom *Aufbau* des jungen Lebens geprägt ist, so wird der alternde Mensch, der den *Abbau* des Lebens beobachtet und erfährt, elementarer als in jüngeren Jahren mit dem *Sterben* konfrontiert. Aber auch hier, im Hereinragen des Todes in das Leben, bleibt das Zueinander von Sterben *und* Geborenwerden gewahrt, ja, hier erlebt es erst seine ganze Schärfe und seinen Höhe-punkt, kommt es im Sinne der personalen Reifung zu seiner Eigentlich-keit. „Das Ende des Menschen als Geistperson“, sagt Karl Rahner, „ist die tätige Vollendung von innen, ein aktives Sich-zur-Vollendung-Brin-gen“<sup>25</sup>, wenn immer er nur den Tod als *seinen* Tod willig annimmt, sei es in der Todesstunde selbst, sei es zu einer Zeit, wo er noch ganz über sich verfügt. Für den wirklich Glaubenden sollte das einsichtig sein, da er in der Gnade des Glaubens nur nachzuvollziehen sucht, was Christus in seinem Sterben ihm ermöglicht hat.

Ein solcher Tod, der nicht nur Widerfahrnis ist, dem Menschen vom kranken Leib, von „außen“ seiner selbst her, *zustößt*, sondern zum personalen, freien Akt der Hingabe an das letzte Geheimnis des Lebens, an Gott, wird, will somit schon *vor* dem Ende (bei vielerlei Gelegenheiten) eingeübt sein, wenn er den Charakter der Vollendung, des Hineingeborenwerdens in das ewige Leben haben soll. Von daher die häufige Mah-nung der christlichen Frömmigkeitsüberlieferung, sich im Alltag, in den Widerborstigkeiten des Lebens, im Mißerfolg, im Auskommen müssen mit schwierigen Menschen usf. in das Sterben seiner selbst einzuüben.

<sup>25</sup> Zur Theologie des Todes (*Quaestiones disputatae 2*). Freiburg 1965, 30.

Die „Ars moriendi“, die „Kunst“ (das Vermögen), sich selbst zu lassen, wächst dem Menschen, wie alle sittlich-personalen Haltungen, nur allmählich zu. Viele Gebete großer Christen haben hier ihren Ursprung. Sehr genau unser Thema herausholend bei Angelus Silesius (Cherubinischer Wandersmann): „Indem der weise Mann zu tausendmalen stirbt, er durch die Wahrheit selbst um tausend Leben wirbt.“ – „Ich glaube keinen Tod; sterb ich gleich alle Stunden, so hab ich jedesmal ein besser Leben funden.“ – „Mensch, stirbest du nicht gern, so willst du nicht dein Leben. Das Leben wird dir nicht als durch den Tod gegeben.“

Von daher ist die zweite Lebenshälfte des Menschen hinsichtlich seiner Selbst- oder Personwerdung *die* fruchtbare Zeitspanne schlechthin, in der er tiefer zu sich selbst kommen kann, auszeugen soll, was in seiner Natur angelegt ist und wozu Gott ihn berufen hat. So glaubte Alfred Döblin, den roten Faden, der sich durch sein Leben zog, in der äußersten Bedrängnis, die ihn vor die Gottesfrage stellte, entdeckt oder wiedergefunden zu haben. – Es sind vor allem folgende Vorgänge und Ereignisse, die den Menschen im Älterwerden herausfordern, die Zeit „auszukaufen“: Da ist zum ersten, schon vor Beginn des eigentlichen Alterns, die sogenannte Krise der Lebensmitte (midlife crisis), jene Zeit von Anfang der vierziger bis Mitte der fünfziger Jahre, in denen endogene biologische Prozesse im Körperhaushalt des Menschen das Lebensgefühl so verändern, daß u. U. die Sinnfrage im Hinblick auf den bisherigen Verlauf des Lebens neu gestellt wird, Überdruß und Depressionen sich einstellen können usf. Da kommt für Ehegatten die Zeit, in der alle Kinder aus dem Haus sind (was heutzutage oft schon sehr früh beginnt) und sie ein neues Verhältnis zueinander finden müssen, zumal wenn sie feststellen, daß sie sich an persönlicher Zuwendung vieles schuldig geblieben sind. Da kommt der Tag des Ausscheidens aus dem Beruf, für nicht wenige der erste Vorbote des Todes; denn er bringt ans Licht, wie groß oder gering der innere seelische Besitz ist, von dem der Mensch fortan zu leben hat, und in welchem Maß er Mitmenschen hat bzw. über Interessen verfügt, die ihm den Alltag erleichtern. Da kommen schließlich die beginnenden Altersbeschwerden, deren Bewältigung oder Nichtbewältigung weithin von der Grundeinstellung des Betroffenen zum Leben und speziell zum Altwerden abhängt. Alles Gegebenheiten, das Ineinanderverschränktein von Sterben (Entsagung) und Geborenwerden (zu personaler Reife) an sich selbst zu erfahren.

Nur relativ wenige mögen sie aufgreifen. Es gehört dazu schon eine humane oder (und) noch mehr religiöse Grundlegung des Lebens. Wo diese fehlt, werden die meisten Menschen im Alter ihren Blick von den Realitäten des Alltags abwenden und sie schweigend oder auch klagend

ertragen. Mit Vorliebe weilt der alte Mensch in der Vergangenheit, sich der schönen und glücklichen Zeiten erinnernd. Was da im Herzen aufsteigt, entspricht nicht unbedingt der ganzen Wirklichkeit, sondern ist oft subjektiv gefärbt, mit Wunschdenken vermischt. Jeder Mensch macht sich im Lauf der Jahre ein Bild solcher Art von sich selbst, in dem er sich wiederzufinden, seine Identität zu erfahren meint, mit der er leben kann. Mitten in dieses Bild der „guten alten Zeit“ fällt nun aber immer öfter ein herber Wermutstropfen, der an das Sterben und den Tod erinnert. Die alte Welt, in der er aufwuchs und die er mitgestalten konnte, ist vorüber, gleichsam gestorben. Was der ältere und alte Mensch um sich herum erlebt, ist nicht mehr *seine* Welt. Er stößt sich an vielem und spricht es auch aus. Er versteht vieles nicht mehr. Sein Lebenswerk wird seltener erwähnt, sein Name nur noch selten genannt. Das bedeutet jedesmal für ihn eine Minderung seines Selbstwertbewußtseins und damit eine Abwertung seiner eigenen Lebensgrundlage. Hier hat die Nörgelei so vieler alter Menschen ihren Ursprung, die sich bis zum Haß steigern kann: „Ich bin müde“, notiert der irische Dichter und Nobelpreisträger William Yeats († 1939), „und wütend darüber, daß ich alt bin; ich bin all das, was ich immer war und sogar noch mehr, aber ein Feind hat mich so gefesselt und verrenkt, daß ich zwar besser denn je planen und denken, aber nicht mehr ausführen kann, was ich plane und denke.“<sup>26</sup> „Das Alter ist ein Schiffbruch“, schreibt Chateaubriand.<sup>27</sup> „Richard Wagner hatte einen Horror vor dem Altwerden. Als er sich im Schaufensterglas eines Ladens sah, sagte er verstimmt: ‚Ich erkenne mich nicht wieder in diesem Graukopf.‘ Er glaubte sich kraft seines Genies befreit von Raum und Zeit.“<sup>28</sup>

Welcher Unterschied unter den Menschen in dieser letzten Lebensphase! Während die einen den Gedanken an das Ende so weit und so lange wie möglich zu verdrängen suchen, lassen die anderen ihn, wo es die Situation mit sich bringt, an sich herankommen, ohne sich von ihm eingeengt oder gar bedroht zu fühlen. Wer im Glauben gelebt hat oder wenigstens im Tod das verborgene Geheimnis seines Lebens entdeckt hat, ist mit dem Sterben vertraut geworden und in Gedanken oftmals zu den Toten hinübergegangen. Von daher ist er auch weiterhin dem jetzigen Leben nicht abgewandt. Er bewahrt seine Anteilnahme, „freut sich mit den Fröhlichen, weint mit den Weinenden“ (Röm 12,15), verfolgt auch weiterhin seine Interessen und beobachtet viel. Aber er kann auch zurücktreten und schweigen, zuhören und sich fragen lassen. Wer das kann, wer nicht nur, nach Horaz, „laudator temporis acti“ ist,

<sup>26</sup> Zit. nach S. de Beauvoir, *Das Alter*. Reinbek 1972, 253.

<sup>27</sup> Ebd. <sup>28</sup> Ebd.

d. h. nur die frühere Zeit lobt und die gegenwärtige tadeln oder verdammt, der wird auch gefragt, dem hören andere zu, um etwas zu lernen, nicht nur, wie es früher war, sondern um das Menschsein zu erlernen und vor allem auch, wie man den letzten und entscheidenden Dingen begegnet. Wo solches geschieht, da wird Weisheit offenkundig, gegenwärtig, die Weisheit des Alters. Sie gehört am eindrucksvollsten zu den Erfahrungen, wie dem Sterben in erstaunlicher Weise das Von-neuem-Geborenwerden verbunden bleibt. Was das bedeutet, hat Paul Claudel mit 80 Jahren einmal überzeugend in seinem Tagebuch zum Ausdruck gebracht: „*Gestern*, seufzt der eine! *Morgen*, seufzt der andere. Doch man muß das Greisenalter erreicht haben, um den offenkundigen, absoluten, unwiderlegbaren, unersetzblichen Sinn des Wortes: *heute!* zu begreifen.“<sup>29</sup>

Wer unseren Ausführungen gefolgt ist, könnte auf den Gedanken kommen, Selbstwerdung, personale Reife („Individuation“ nennt es C. G. Jung) sei nicht nur eine schwere Sache (das ist sie zweifelsohne), sondern sie gelinge auch nur großen Persönlichkeiten und sei darum sehr selten. Hinter solch einem Urteil könnte ein folgenreicher Irrtum stecken, wenn es nämlich von rein oder vorwiegend psychologischem Denken ausgeht. Es würde der christlichen Sicht der Frage nicht gerecht. Um die Andersartigkeit und Radikalität dieser Sicht deutlich zu machen, kam mir während des Schreibens öfter der „Schnapspriester“ aus dem Roman „Die Kraft und die Herrlichkeit“ von Graham Greene in den Sinn. Hat dieser nicht in allem sündigen Versagen und allen menschlichen Schwächen seine letzte Identität nicht nur im Glauben an die Barmherzigkeit Gottes gefunden, sondern auch in der Tiefe seines christlichen *Menschseins*, indem er, um einem Sterbenden priesterlichen Beistand zu leisten, in die tödliche Falle ging und dennoch seinem Henker, dem Polizeileutnant des Romans, ihm verzeihend, sagen konnte: „Sie sind ein guter Mensch“, so daß dieser, davon ganz betroffen, ihm zur Antwort gab: „Ich habe nichts gegen Sie als Mensch“? Hier gilt, was Karl Rahner einmal vom Geheimnis des Menschseins gesagt hat: „Wer sein Menschsein ganz annimmt (ach, das ist unsagbar schwer, und dunkel bleibt, ob wir es wirklich tun), der hat den *Menschensohn* angenommen, weil in ihm Gott den Menschen angenommen hat.“<sup>30</sup> Mit Recht überschreibt darum der Dichter seinen Roman, das dunkle und hohe Lied vom Menschsein in aller Ohnmacht: „The power and the glory“, „Die Kraft und die Herrlichkeit“.

<sup>29</sup> Ebd. 384.

<sup>30</sup> Zur Theologie der Menschwerdung. In: K. Rahner, *Schriften zur Theologie. Bd. 4*. Einsiedeln 1960, 154.